Die Tochter Turanuraks.

Von E. Barinkay.

Bidyalabha ist das Kind eines reichen Mannes in Bangkok. Ihr Elternhaus steht schön und stattlich am Menam; eine eigene Musikerbande spielt, wenn die Familie speist oder auf der Veranda sich ausruht und träge hinausblickt über den Strom, auf dem grellbemalte, chinesische Dschunken und weiße, leuchtende Kriegsschiffe heranziehen, umtanzt von Booten aller Art. Bidyalabha trägt weißseidene, golddurchwirkte Gewänder und juwelenbesetzte Schärpen; Sklaven kühlen mit Palmwedel die Luft; ein Diener hält einen seidenen Schirm über ihr Haupt, wenn sie spaziren geht oder in ihrer zierlich geschnitzten Nußschale in den Canälen fährt.

Ihre Mutter ist todt und da Turanurak ihr bis jetzt keine Nachfolgerin gegeben hat, ist sie unumschränkte Herrin im Hause. Es steht ihr frei, Gespielinnen um sich zu sammeln oder Feste zu veranstalten, so oft sie will. Wie ein Vögelchen, schillernd und zwitschernd, hüpft sie umher, wenn die Gartenwege mit Bögen voll bunter Lampen überspannt sind, wenn auf den Teichen riesige, erleuchtete Lotosblumen schwimmen und heitere Weisen erklingen.

Bidyalabha hat für derartige Feste eine leidenschaftliche Vorliebe. Es schmerzt sie, als Turanurak ihr eines Tages untersagt, solche Feste fernerhin in Scene zu setzen. Ihr sammetbraunes Auge verschleiert sich, an ihren Wimpern hängen Thränen.

Warum? fragt sie mit zitternden Lippen.

Rauh weist der Vater sie zurück. Sie hat sich zu fügen, ohne Neugierde, ohne Zögern! Im Stillen grübelt sie und zermartert sich den Kopf.

Nach einiger Zeit wird das Musikcorps abgeschafft, die Sklaven vermindern sich, die Tafel weist von Tag zu Tag einfachere Gerichte auf. Zu fragen wagt sie nicht mehr, aber sie weint heimlich. Weint, wenn sie durch die Zimmer geht, die so still und leer sind und aus denen die kostbaren Gegenstände allmählich verschwinden; weint, wenn sie in den Garten blickt, der verwildert; weint, wenn sie bedenkt, wie ärmlich sich das ganze Leben, gegen einst, gestaltet.

Dann versiegen auch die Thränen. Mit schmerzlichem Schweigen bemerkt sie, daß die unheimliche Gewalt, die alles ringsum verändert, sich auch an sie herandrängt. Sie vermißt ihre Schmucksachen, ihre edelsteinbesetzten Schärpen; statt der seidenen Gewänder legt ihr die Dienerin solche von gewöhnlicher Baumwolle zurecht. Wozu auch der Prunk! Längst geht und fährt sie nicht mehr spaziren, denn es ist kein Diener da, der ihr den Schirm trägt, und ihr zierliches Boot schaukelt immer an der Ankerschnur nur vor dem Hause. Ihre Gespielinnen aber sind nach anfänglicher Theilnahme, die jedoch nur ein Kleid für ihre Neugierde war, alle fort geblieben.

Tagelang regt sich der Thürklopfer nicht. Einsam sitzt Bidyalabha in dem öden Raum und erröthet in Scham, wenn die einzige Dienerin mit spöttischem Gesichte naht und in der einen vergoldeten Schüssel, die noch vorhanden ist, ihr die Mahlzeit bringt: ein einfaches Reisgericht, wie es jede Arbeiterin um diese Stunge genießt.

Eines Abends packt die Dienerin verschiedene Toilettengegenstände ihrer Herrin in ein Bündel.

Was thust du? frägt Bidyalabha mit müder Stimme.

Was mir befohlen wurde! lautet die kurze Antwort.

Da geht sie zum Vater und stellt wieder die Frage von damals: Warum! Aber diesmal leise, verschüchtert, thränenlos.

Wir müssen das Haus verlassen! entgegnet er. Es ist nicht mehr mein Eigenthum!

Sie öffnet noch einmal die Lippen, aber der Vater wendet sich ab von ihr. Als es nachtet, bringt die Dienerin sie nebst einigem Hausrath in einem gemietheten Boote fort. Weit draußen in der Vorstadt, in einem engen Canal machen sie Halt, vor einem kleinen Häuschen aus Bambusgeflecht. Wie eine Schlafwandelnde steigt Bidyalabha aus und tritt hinein. Voll Entsetzen hebt sie die Blicke. Wie ärmlich ist es hier. Wie kahl sind die Wände und der Boden! Keine Matten, keine Teppiche dämpfen den Schritt, keine Ruhebetten winken zum Rasten. Nirgends Gold und Glanz, Malerei und Zierrat, wie es ihre Augen gewöhnt sind. Die Magd weidet sich an den schmerzlichen Zügen Bidyalabhas.

Das kommt so, wenn man einen Spieler zum Vater hat! sagt sie boshaft.

Ein Spieler! Jetzt ist der Vorhang aufgerollt, der ihr die Antwort auf ihr „warum" verhüllt hat! Wohl versteht sie nicht ganz den Sinn des Wortes „Spieler". Sie ist weltunerfahren und hat keinen rechten Begriff von den Spielhöllen der Chinesen, in denen so oft Vermögen, Familie und Glück verloren wird. Doch sagt sie sich, daß es eine böse Leidenschaft sein muß.

Am nächsten Morgen sieht Bidyalabha, daß ihr neues Heim ein schwimmendes ist. Das Häuschen befindet sich auf einem Holzflosse, das am Ufer verankert ist. Das betrübt sie noch mehr. Was für ein Abstand von dem Palaste, dessen Dach flimmernde Mosaiken decken! Hier ist Strohgeflecht über ihrem Haupte! Ihre glanzverwöhnten Augen bemerken nicht, wie allerliebst der kleine Besitz unter einer Wöbung von Palmen und riesigen Bambusstauden steht. Voll Mißmuth läßt sie sich auf der Veranda nieder, die unmittelbar am Wasser hinläuft. Das rege Leben auf dem Wasser fesselt sie, weil es ihr neu ist. Zahllose Boote schießen vorbei; die Händler darauf rufen mit gellen Lauten ihre Waaren aus. Frachtkähne, mit Reis beladen, schwanken vorüber; da und dort leuchtet der rothe Nachen eines Briefträgers. Mit unheimlicher Raschheit gaukeln dazwischen die Polizeiboote mit den gelbgekleideten Matrosen. Die Händler drängen sich um das schöne feine Mädchen mit dem goldgelben Gesichtchen. Sie vernimmt Töne des Staunens und schmeichelnder Bewunderung und sie lächelt, was sie schon lange nicht mehr gethan hat. Ihre Traurigkeit entschwindet. Es macht ihr Vergnügen, den kleinen Tagesvorrath einzukaufen, wozu ihr der Vater das Geld gab, ehe er morgens fortging.

Mit unendlicher Anstrengung bereitet sie das Mittagsmahl. Da Turanurak nicht heimkommt, ißt sie allein, und zwar mit größerer Lust, als sie seit Wochen verspürt hat. Dann geht sie wieder auf die Veranda, um das bunte Bild auf dem Canal weiter zu betrachten.

In dem Gewimmel fällt ihr plötzlich ein reizendes Boot auf. Es sieht aus wie ein Blumenschiff. Körbe mit duftenden Theerosen sind ringsum gereiht, mitten darinnen steht ein Jüngling, den Mantel malerisch um den Oberkörper geschlungen. Das Feuerroth des Shawls paßt so gut zu der hellen Bronzefarbe, zu dem kühnen, frischen Gesicht. Sofort lenkt der Theerosenverkäufer auf Bidyalabha zu und bietet ihr ein Bündelchen seiner duftenden Waare. Sie erglüht und schüttelt das Köpfchen.

Ich habe kein Geld dafür! Wir sind arm! sagt sie leise und verschämt.

Chulalano nimmt kein Geld von einem Mädchen, das in seiner Schönheit würdig wäre, durch die Thore der Palaststadt des Königs zu schreiten! spricht er ritterlich und seine Augen blitzen. Bidyalabha geht zögernd einen Schritt zurück. Die Trauer in seinen Zügen aber rührt sind und mit zagem Lächeln streckt sie die Hand nach den Blumen aus.

Mit den Rosen scheinen gute Geister in das Häuschen gezogen zu sein. Das Mädchen beginnt den Aufenthalt allerliebst zu finden und das Dasein lange nicht mehr so trostlos wie bisher. Man kann auch zufrieden sein in der Armuth! Fröhlich unter einem Strohdache! Und singen und zwitschern, einerlei, ob man in Seide oder Baumwolle steckt!

Täglich stellt sich der Rosenverkäufer ein und täglich überreicht er Bidyalabha ein Sträußchen, und die Gespräche zwischen den beiden dehnen sich immer mehr in die Länge. Mit widerwilligen Lippen macht sie ihn einmal darauf aufmerksam, daß seine Geschäfte darunter leiden. Chulalano lächelt.

Die Geschäfte kommen nachher, wenn du willst, daß ich mich entferne!

Sie spricht zuweilen diesen Willen aus, aber es klingt wohl nicht sonderlich dringend, denn Chulalano blinzelt schelmisch und — bleibt! Bidyalabha ändert sich wundersam. Sie wird heiter und schmückt sich wieder, flicht bunte Bänder in ihre Sandalen und legt eine purpurne Schärpe um, ein Ueberbleibsel aus den Tagen des Reichthums. Ganz vergnügt erfüllt sie die hausfraulichen Pflichten, und der Vater würde sie mit Verwunderung betrachten, wenn er ein Auge für sie hätte. Doch er kommt höchstens zum Nachtmahl und zum Schlafen heim, und bei ersterem sitzt Bidyalabha still und furchtsam abseits.

Das sind die wenigen Minuten, in denen sich die Hochfluth ihrer Gefühle ebbt und ihre Gedanken um etwas anderes kreisen, als um den Rosenhändler Chulalano. Es ist ihr unheimlich in der Nähe ihres Vaters. In seinem Anzug hat er noch immer das Ansehen gewahrt. Sie merkt nun, daß auch dieser verwahrlost. Und in seinen Augen brennen Leidenschaft und Unruhe. Er spielt also noch immer, trotzdem er schon so viel, ja, alles verloren hat. Es peitscht ihn wohl die Hoffnung auf Wiedergewinnen!

In der Angst, er möchte das Häuschen ebenso verlieren wie den Palast, verspricht Bidyalabha eine Wallfahrt nach P'hrabat. Hängt sie doch an dem kleinen Besitz, den sie am ersten Tage verachtete, nun mit ganzer Seele. Sie kann sich kein anderes Leben mehr vorstellen, als das hier in dem engen Canal, in der Bambushütte unter Palmen, bei Reis, Obst und Fischen, die Plauderstunde mit Chulalano als Krone des Tages!

Als sie von dem Kloster P'hrabat zurückkehrt, die Brust voll froher Hoffnung, findet sie den Vater mit zerwühlten Mienen vor.

Ist etwas geschehen? fragt sie zitternd.

Ich bin ein unglücklicher Mann! jammert er mit wilden Gebärden.

Du hast das Häuschen verspielt? stößt sie hastig heraus.

Nein! Nicht die Hütte, aber meine Tochter! schreit er. Das Mädchen steht regungslos und mit starren, von Entsetzen geweiteten Augen. Dieses Furchtbare, nach ihrer von holdem Hoffen getragenen Stimmung! Sie stöhnt. Da tritt der Vater auf sie zu.

Du willst nicht wissen, wer dich gewonnen hat? Yatoe! Ein junger Mann! Ein reicher Mann! Und es ist das vielleicht dein und mein Glück! Was hast du für ein Leben in dieser Hütte! Und was jammern wir? flüstert er mit flackernden Blicken. Du bist schön und fein erzogen! Er wird dich nicht zu seiner Sklavin machen, sondern zu seiner Frau.

Bidyalabha hört ihn kaum. In ihr toben Schmerz und Verzweiflung. Und ehe der erste Sturm sich legt, hört man den Tact gleichmäßiger Ruderschläge vor dem Hause. Ein Boot legt an. Die Sklaven des Gewinners kommen, um den Gewinn ihres Herrn zu holen. Ehrerbietig, aber entschlossen fassen sie das entgeisterte Mädchen und bringen es in den Nachen. Mit Besorgniß und Qual in den Zügen blickt Turanurak dem dahingleitenden Boote nach, und eine schmerzliche Stimme klingt an sein Ohr, ein Wort rufend, das er nicht versteht: Chulalano! —

Bidyalabha erwacht aus der Bewußtlosigkeit, die sie befallen hat, als man sie fortbrachte. Sie öffnet die Augen und blickt voll Staunen um sich. Sklavinnen stehen um sie her; es sind die nämlichen, die sie einst als die Tochter des reichen Turanuraks bedient haben. Und sie befindet sich in dem Gemache, das sie vor kurzen Wochen erst verlassen hat! Das sind dieselben golddurchwebten Decken an den Wänden, der Teppich mit den bunten Vögeln auf dem Boden, die werthvollen Chinavasen in den Ecken! Alles, was damals so räthselhaft verschwand, ist an Ort und Stelle! Hat sie nur einen bösen Traum gehabt? Einen Traum, um den es ihr plötzlich gar leid thut, denn mit ihm zerfließt Chulalanos Lichtgestalt, die alle Begierden nach Glanz und Reichthum in ihr ersterben ließ.

Aber siehe, hier ist ein Gesicht, das ihr fremd ist! Eine alte Frau von ehrwürdigem Aeußern sitzt neben ihr. Und die Frau winkt den Dienerinnen, sich zu entfernen. Ueber Bidyalabha bricht mit einem Male die volle Erinnerung herein und sie blickt der Fremden voll Grauen ins Gesicht.

Mein Kind, spricht diese, du bist auf seltsame Weise in das Haus zurückgekommen, das deine Heimath war. An dir liegt es, hier zu bleiben oder sie wiederum zu verlassen! Du bist das Eigenthum eines Mannes geworden, der gesonnen ist, dich zu seinem Weibe zu machen, der aber auch edel denkt und dich freiläßt, wenn du das vorziehst!

In Bidyalabhas fahle Wangen schießt das Blut wie Flamme empor.

Frei! Ich möchte frei sein! sagt sie heftig.

Liebst du deinen Vater so sehr, daß du seinetwegen das Glück, eines reichen, angesehenen Mannes Frau zu werden, gering schätzest?

Wohl liebe ich ihn, aber noch mehr muß ich ihn beklagen! erwidert sie schüchtern.

Er soll seine Schätze zurückerhalten, wenn du deines Herrn Gattin bist! Das Mädchen schüttelt das Haupt und schlägt verwirrt die Wimpern nieder.

Bist du einem Manne verlobt? forscht die Fremde.

Verlobt? Nein!

Aber zugethan?

Bidyalabha senkt erglühend das Antlitz. Da verschiebt sich ihre Schärpe und ein Büschelchen welker Theerosen fällt zu Boden. Sie nimmt es hastig auf.

Die Matrone erhebt sich. So sollst du die Freiheit erhalten, Mädchen! spricht sie lächelnd. Und du magst dich selbst bei meinem Sohne für dieses Geschenk bedanken!

Sie geht und auf der Schwelle erscheint die Gestalt eines Mannes im reichen Kleide. Bidyalabha wirft nur einen Blick auf ihn, dann sinkt sie mit dem Schrei: Chulalano in die Knie. Der Jüngling hebt sie empor.

Ja, ich bin es! Chulalano, den du verlassen willst, um in die Bambushütte zurückzukehren! redet er sie zärtlich an.

Bist du ein Zauberer? flüstert sie scheu.

Höre! In einer Stunde der Langeweile griff ich zu den Würfeln. Dein Vater war mein Partner und an meinem Glück entzündete sich seine Leidenschaft, an seiner Leidenschaft die meine!" Wir spielten Tag für Tag und ich gewann! Ich gewann das Vermögen deines Vaters, seine Kostbarkeiten und endlich seinen Palast. Da erwachte ich aus dem Taumel. Mich faßte Ekel und die erspielten Reichthümer bedrückten mich. Sie thaten dies umsomehr, da ich sie nicht nöthig hatte, umsomehr, als ich hörte, daß Turanurak eine Tochter besitze, die unter dem Verlust des Glanzes und der gewohnten Pracht leide. Ich bot deinem Vater alle Gewinne wieder, er verweigerte stolz, sie anzunehmen. Nun rieth mir meine kluge Mutter, die mich schon lange gern vermählt hätte, Turanuraks Töchterlein zu besehen. Vielleicht gefiele sie mir und dann ließe sich das Unrecht natürlich ausgleichen. Du weißt, wie ich es anstellte, um dich und dein Herz kennen zu lernen! Dein süßes Herz, deine liebliche Schönheit, die sich nun mit den edelsten Geweben und den köstlichen Juwelen wieder schmücken soll! Das heißt, wenn dir die Bambushütte nicht lieber ist, wo aber in Zukunft kein Rosenhändler mehr anlegen wird, um in deine schimmernden Augen zu schauen! Er wird in seinem Palast trauern und in Sehnsucht verschmachten!

Ich selbst bin ja dein Eigenthum! lispelt sie.

Ja, richtig! Ich forderte dich als Gewinn, als ich sah, daß dein Vater von seiner Leidenschaft nicht ließ und in die Hände berufsmäßiger Spieler zu gerathen drohte. Ich hoffte, daß der Verlust seines Kindes ihn endlich heilen würde. Also soll ich auf meinem Eigenthumsrecht bestehen, Bidyalabha?

Chulalano! flüstert sie verschämt, doch mit leuchtendem Blick reicht sie ihm, als Zeichen der Verlobung, beide Hände.

— Unter Strolchen. „Bin ick heute müde!" — „Nanu — Du hast doch erst acht Dage jesessen!"

— Das gute Gasthaus. Fremder: „Können Sie mir nicht sagen, wo ich hier ein gutes Gasthaus zum Uebernachten finde?"—Einheimischer: „Gehen Sie nur gleich die erste Gasse links hinunter, in den „Rothen Ochsen". Mit dem sind S' gewiß zufrieden, das ist mein Sohn!"

Genius und Heinzelmännchen.

Es war kurz vor meiner Hochzeit an einem kalten, regnerischen Nachmittage, einem jener Tage, an dem alles ungemüthlich und grau aussieht. Selbst meine liebe Mutter und meine Geschwister saßen mit Gesichtern da, die ganz zu diesem Wetter paßten. Wir hatten die Absicht gehabt, einen Ausflug zu machen, aber das schlechte Wetter hatte es vereitelt. Ich war aber garnicht verstimmt, ich war ja eine glückliche Braut, und mir schien die Welt selbst bei Regenwetter im Sonnenschein zu glänzen. Ich war innerlich sogar recht froh, daß aus dem Ausflug nichts geworden war, ich hatte diese Gelegenheit dazu benutzt, meinem Verlobten einen langen zärtlichen Brief zu schreiben.

Nun war der Brief geschrieben, und ich sann darüber nach, wie ich es fertig brächte, die Gesichter meiner Angehörigen aufzuheitern. Da trat Tante Malve ein.

Tante Malve, eigentlich hieß sie Malwine, stand in den Fünfzigern, sah aber mit ihrem blühenden Gesicht viel jünger aus.

Aus ihrem frischen runden Antlitz sahen ein Paar lebhafte und kluge braune Augen in die Welt, welche die Fehler ihrer Mitmenschen sofort erkannten, aber auch für deren gute Seiten nicht blind waren.

Das war Tante Malve. Sie war vor vielen Jahren als Pflegerin meiner Großmutter in unser Haus gekommen und hatte sich durch ihr liebenswürdiges Wesen zur Freundin und Rathgeberin unserer Familie aufgeschwungen.

Als sie die verdrossenen Mienen bemerkte, nickte sie kurz mit dem Kopfe, was eine Eigenthümlichkeit der guten Tante war, wenn in ihr ein Plan reifte. Wir wußten, daß uns die Tante dann jedesmal etwas erzählen würde.

So geschah es auch heute.

Sie setzte sich neben mich und meinte, jetzt, da ich bald mein elterliches Haus verlassen sollte, um mein eigenes zu gründen, wolle sie mir, wenn es allen recht wäre, einige gute Rathschläge für mein späteres Leben geben.

Alle stimmten bei besonders meine Mutter; denn sie wußte, daß Tante Malve viel Erfahrung besaß, und daß sie uns Kindern ihre guten Lehren stets auf die rechte Art und Weise beibrachte.

Und Tante Malve begann: „Mein liebes Kind, es giebt zwei verschiedene Wesen, welche in Dein Heim aufzunehmen ich Dir rathe. Sie heißen Genius und Heinzelmännchen.

Getrennt nützen sie Dir nicht, Du mußt ihnen beiden Unterkunft gewähren, um Dich und Deinen Mann glücklich zu machen, und um dies Glück auch dauernd zu erhalten.

Du weißt, daß ich, bevor ich zu Deiner Großmutter kam, schon in anderen Häusern in Stellung war, jedoch in keinem fühlte ich mich so wohl, daß ich dauernd dort hätte bleiben können.

Die Schuld daran war, daß in jeder dieser Häuslichkeiten nur eins von diesen Wesen Einlaß gefunden hatte.

Von meinem Aufenthalt in diesen Häusern will ich jetzt erzählen, damit er Dir zur Warnung dienen soll.

Als ich in meine erste Stelle als Stütze der Hausfrau kam, wurde ich in die Küche geführt, wo alles blitzblank war, die Dielen waren weißgescheuert, und das Geschirr blinkte vor Sauberkeit. Auch die Hausfrau machte einen guten Eindruck, eigen und nett sah sie aus, klar und gründlich gab sie mir Bescheid, kurzum, die Stelle gefiel mir und ich sagte zu.

Doch ich war kaum warm geworden, als mir zu Muthe war wie einem Krebs in einer Austernschale. Kein freundlicher Blick, kein aufmunterndes oder anerkennendes Wort, obwohl ich mir die Hände wund arbeitete. Essen gab es genug; aber der Appetit fehlte, es zu genießen, denn auch dazu gehört Humor. Ein Eishauch wehte durch das ganze Haus, selbst in der wärmsten Zeit. Schöne Teppiche lagen auf dem Fußboden, doch niemand durfte darauf treten. Der arme Ehemann war so gut geschult, daß er nur auf Zehenspitzen herumging, und hörte man das Ehepaar zusammen sprechen, so betraf es nur Wirthschaftsangelegenheiten.

Keine Poesie — nur Prosa!

Kein Genius — nur Heinzelmännchen!

Der Mann litt furchtbar unter diesem Zustande; in der ersten Zeit der Ehe hatte er versucht, seine Frau zu bekehren, aber das war vergebene Mühe, alles prallte an ihrer nüchternen Natur ab. Wollte er ihr etwas vorlesen, schlief sie ein, spielte er ihr ein Stück vor, so lief sie aus und ein und klapperte mit den Thüren. Die Folge davon war, daß der Mann bald die meisten Abende außer dem Hause zubrachte, während die Frau allein saß, mit einem Strickstrumpf als einzige Unterhaltung.

Nein, sagte ich zu mir selbst, in dieser Atmosphäre kannst du nicht länger leben, und ich verließ das saubere, aber kalte und ungemüthliche Haus.

Meine zweite Stelle hatte einen ganz anderen Charakter.

Wehte auf der ersten Stelle die Luft der Prosa, so wehte mir hier die Luft der Poesie entgegen. An dem ganzen Arrangement der Zimmer konnte man sehen, daß hier Apoll und alle neun Musen regierten. Hier ein chinesischer Schirm, dort ein Makartbouquet, hier hingeworfene Bücher und Notenhefte und dort ein Bild auf einer Staffelei. Ueber dem Spiegel ein aufgespannter Fächer und als Ofenschirm ein alter Gobelin. Werthvolle Gemälde zierten die Wände und Krüge und etrurische Vasen schmückten die Wandbretter.

Die Familie, bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern, kam mir ganz freundlich entgegen.

„Hier wirst du bleiben und dich glücklich fühlen," meinte ich, doch sollte das Glücksgefühl nicht lange dauern.

Schon am ersten Morgen war ich sehr erstaunt, daß die Familie um zehn Uhr noch nicht aus den Federn war.

Fortwährend wurde mein Name aus dem Schlafzimmer gerufen, und ich mußte jedes Mal meine Arbeit im Stiche lassen, um irgend etwas zu besorgen. Als ich das Wasser aufgesetzt hatte, um Kaffee und Thee zu bereiten, zeigte es sich, daß weder das Eine noch das Andere vorhanden war, auch fehlten Sahne und Zucker.

Ich lief also in meiner Harmlosigkeit wieder in das Schlafzimmer hinein und berichtete, was fehlte.

Darauf große Verlegenheit. — Totaler Ueberfluß an Geldmangel. — Lange Verhandlung zwischen Mann und Frau. — Das schließliche Resultat, daß ich alles auf meine Rechnung nehmen mußte.

So wie es am ersten Morgen ging, so ging es täglich. Sang und Klang vom Morgen bis zum Abend, Frohsinn und Heiterkeit, Lust und Freude.

Nur der Mann sah zeitweise müde und abgespannt aus, besonders wenn seine Frau einen zu starken Angriff auf sein im voraus schon geschwächtes Portemonnaie unternommen hatte.

So erinnere ich mich einer kleinen Scene.

Madame wollte absolut in eine Sommerfrische, Monsieur zeigte ihr sein leeres Portemonnaie. Madame sprach von den blassen Wangen und der Bleichsucht der Kinder, die sich bedeutend verschlimmere, wenn sie nicht an die See kämen, um sich zu kräftigen.

Der Mann liebte seine Frau über alles und gab nach.

Hätte das Heinzelmännchen auch nur einen Fuß im Hause gehabt, so hätte Madame für eine kräftige Suppe gesorgt, und alle Badereisen wären überflüssig gewesen. Doch nur der Genius herrschte dort, aber davon konnte man nicht satt werden.

Als der Hausherr allein war, aß er in einem Restaurant und überließ mich meinem Schicksal, ich mußte also auch dieses Haus verlassen.

Darum rathe ich Dir, mein liebes Kind, nimm beide, den Genius und die Heinzelmännchen, in Dein Haus auf, laß sie Hand in Hand über die Schwelle Deines Hauses treten, denn nur vereint bringen sie das vollkommene Glück.

Willst Du das Heinzelmännchen allein in Deinem Heim walten lassen, so wird Dein Mann sehr bald aus dem prosaischen Hause gejagt werden und Du trauerst allein bei Deinen Kochtöpfen. Wenn der Hausherr heimkommt, soll die Frau ihn freundlich und liebevoll empfangen und sollte er eine Falte auf seiner Stirn haben, durch irgend ein Aergerniß draußen in seinem Beruf hervorgerufen, so soll sie auch dann die heilige Flamme des häuslichen Heerdes mit Heiterkeit nähren. Mag Aschenbrödel auch den ganzen Tag in der Asche gewühlt haben, wenn der Abend kommt, steckt sie den Fuß in den goldenen Pantoffel und alles strahlt in Glanz und Freude. Dann, mein liebes Kind, ist die Stunde da, wo der Genius walten soll, aus jeder Spalte muß er hervorgucken und unter jedem Kissen den Kopf hervorstecken. er muß die Speisen würzen und den Wein feurig machen, kurzum, es ist Zeit, daß das Heinzelmännchen schlafen geht und nur der Genius seinen Stab schwingt.

Das sind nun meine Erfahrungen, mein Kind, möchten sie Dir von Nutzen sein, das wünsche ich Dir von ganzem Herzen."

Ich habe Tante Malve's Rathschläge befolgt, und sie haben sich immer bewährt. Der Genius und die Heinzelmännchen wandeln Hand in Hand in meinem Heim.

Das Rostwürstchen.

Eine thüringer Bauerngeschichte von Erich Wienbeck.

Die neue Schule des Dorfes sollte feierlich eingeweiht werden. Alle Vorbereitungen waren getroffen — nur eine Festrede fehlte noch. Und ohne die ging es doch nun einmal nicht. Da zur Zeit die Pfarrstelle des Dorfes unbesetzt war, so beschloß man, den Pfarrer des Nebendorfes um die Rede zu bitten. Dieser war zwar von Amtsgeschäften überladen und hatte es durchaus nicht nöthig, sich solche Mühe um die fremde Gemeinde zu machen. Er war jedoch ein gefälliger, gutmüthiger Herr und erfüllte daher die Bitte der Bauern.

Die Feier war vorüber; die Rede war ihr Glanz- und Mittelpunkt gewesen. Da mußte man sich doch dankbar erweisen.

Trat also nächster Tage der Schulze des fremden Dorfes beim Pfarrer ein: „Ich wulle Herrn Pastor recht schön Dank von unsre Gemeene für die scheene Rede sagen un — hier begann er mit zwei Fingern in der Westentasche zu graben — weil daß mer doch so 'ne Mühe nich for umsunst — und der Herr Pastor doch ville Arbeet — da erlobt sich die Gemeene —" kurz der Schulze legte einen Thaler auf den Tisch, einen ganzen Thaler!

Das empörte den Pfarrer denn doch. „Warte, Du alter Filz," dachte er, „die Schäbigkeit werde ich Dir eintränken!"

Mit beißender Ruhe erwiderte er: „Nun, mein lieber Schulze, steckt Euren Thaler nur wieder ein. Für so was nehme ich kein Geld und Ihr könntet an dem Thaler arm werden. Im Gegentheil bin ich Euch noch was schuldig. Wie Ihr wißt, haben Eure Schulkinder zur Feier des Tages je ein Rostwürstchen aus Gemeindemitteln bekommen. Mein kleiner Sohn hat da versehentlich eines mitgegessen. Da er nicht zu Eurer Schule gehört, so hatte er keinen Anspruch auf das Würstchen. Ich fühle mich daher verpflichtet, der Gemeinde den Schaden zu ersetzen. Wie viel wollt Ihr also für das Würstchen?"

„Ach, Herr Pastor," stotterte der Schulze, „dafür kennen mer doch nischt — —"

„O ja, mein Lieber, Recht muß Recht bleiben, sagt nur ruhig —:"

Kurze Pause.

„Aha, jetzt merkt er die glühenden Kohlen," dachte der Pastor triumphirend.

Aber weit gefehlt.

„Ja — ja" — kam es in stockender Ueberlegung aus des Schulzen Munde, „wenn ich den Herrn Pastor bitten soll — mit zwee Silbergroschen wäre allens abgemacht!"

Himmel und Herrgott! Er nahm sie wirklich sammt dem Thaler! Der fassungslose Pastor hoffte freilich, die Gemeinde würde gegen solch unnobles Thun auftreten.

Das schien auch so. Denn als der Schulze dem Gemeinderath den Fall vortrug und die zwei Groschen auf den Tisch legte, trat tiefe Stille ein und mehrere Greise schüttelten tadelnd das Haupt.

Endlich gab der alte Schöppe Kroppenbrett der allgemeinen Meinung Ausdruck:

„Gottlieb," sagte er, „Du bist un' bleibst 'n Duselkopp. Wie kannste denn den Preis vorschlagen? Hättste 's Maul gehalten, dann hätte der Pastor vielleicht noch eenen Groschen mehr geboten!"

Gottlieb ward nicht wieder zum Schulzen gewählt. Denn offenbar mangelte ihm jede amtliche Gewandtheit.

Haarpflege.

Die Reinigung der Kopfhaut und der Haare wird gewöhnlich in durchaus unzulänglicher und unzweckmäßiger Weise vorgenommen. Der Kopf wird vielfach mit zu harten Bürsten, womöglich Stahlbürsten, und den von allen Kindern mit Recht gefürchteten enggezähnten Staubkämmen, welche die Kopfhaut leicht verletzen und die Haare aus- oder abreißen, rücksichtslos bearbeitet. Die gemeinschaftliche Benutzung von Kämmen, Bürsten etc. ist schon in der Familie nicht rathsam, noch viel weniger natürlich beim Friseur oder in öffentlichen Badeanstalten; trotzdem finden wir diese Unsitte noch allenthalben vor. Eine geradezu übertriebene Furcht herrscht, namentlich bei unseren Damen, vor der Anwendung von Wasser und Seife auf dem Kopfe, weil die Haare schwer trocknen und hinterher spröde werden. Die Folge ist, daß die sich ständig abstoßenden Schuppen der Oberhaut, vermischt mit dem von den Drüsen abgesonderten Hauttalg, nicht entfernt werden und in den Haaren liegen bleiben, was zur Verschönerung des Kopfes gewiß nicht beiträgt. Direct schädlich für die Haare ist ferner das häufige und intensive Brennen, sowie das Kräuseln durch Rückwärtskämmen von der Spitze zur Wurzel (Toupiren). Die Enttäuschung, die all' die „unfehlbaren" und „in ihrer Wirkung unübertroffenen" Haarwuchsmittel gebracht haben, trägt wohl auch mit Schuld an der Gleichgiltigkeit, mit welcher ganz allgemein die weit verbreitete Kopfschuppenkrankheit (Seborrhoe), das warnende Zeichen des drohenden Haarausfalles, und der Haarausfall selbst behandelt oder vielmehr nicht behandelt werden. Von jeher hat die Haarerzeugung ein dankbares Feld für das Kurpfuscherunwesen und den Geheimmittelschwindel gebildet. Die schlechten Erfahrungen der auf diese Mittel „Hineingefallenen" haben zu der irrthümlichen Auffassung geführt, daß man dem Haarausfall machtlos gegenübersteht. Man tröstet sich rasch damit, daß ja doch Alles nichts hilft, oder damit, daß das Leiden „in der Familie liegt". Es gibt in der That, bis heute wenigstens, kein Mittel, mit dem es gelänge, Kahlköpfigen die entschwundene Herrlichkeit wiederzugeben (von besonderen Formen von Kahlköpfigkeit abgesehen), aber sicher ist man in vielen Fällen im Stande, bei geeigneter Behandlung, die freilich viel Geduld und Ausdauer erfordert, den beginnenden Haarausfall aufzuhalten oder hinauszuschieben und den drohenden Ausfall durch Beseitigung der Kopfschuppen zu verhüten.

Das Vernünftigste ist jedenfalls, daß man bei Zeiten vorbeugt und es nicht erst zu Erkrankungen kommen läßt. Eine verständige Pflege von Jugend auf kann sicherlich nur günstig auf das Wachsthum der Haare wirken. Die Hauptregeln einer solchen Haarpflege lassen sich etwa in folgender Weise skizziren: Je nachdem die Kopfhaut trocken oder talgreich ist, muß der Kopf 1—2mal monatlich gründlich mit Seifenwasser gewaschen werden; zum Abspülen verwende man erst laues, dann kaltes Wasser. Zu häufiges Kaltwaschen oder Douchen des Kopfes ist nicht rathsam. Nach dem Waschen werden Kopfhaut und Haare sorgfältig, ohne zu reißen, mit rauhem Tuch getrocknet; die Haare bleiben danach am besten unbedeckt und bei Frauen offen. Um die nach dem Waschen auftretende Trockenheit und Spannung zu beseitigen, wird die Kopfhaut, nicht die Haare, mit gutem Oel oder Pomade eingerieben. Beim Ordnen der Haare ist jedes Reißen und Zerren zu vermeiden. Die Bürste darf weder zu weich noch zu hart und der Kamm nicht zu eng gezähnt sein. Die anderen Momente, auf deren ungünstigen Einfluß oben aufmerksam gemacht wurde, sind gleichfalls zu beachten; auch ohne Brennen und Kräuseln lassen sich schöne und kleidsame Frisuren herstellen. Besondere Sorgfalt endlich muß der Pflege des Haares, hauptsächlich des Frauenhaares, bei längerem Krankenlager zugewendet werden.

So manchen Alters Tugend
Entwächst nur Sünden der Jugend.

Nervosität.

Nervenstarke Frauen — glückliche Frauen! Ihnen ist es gegeben, mit ruhigem Gleichmuthe Geschäfte zu erledigen, kleinliche Alltagsplackereien zu ertragen und der Kinderwelt rastloses Fragen, Treiben und Beginnen verständnißvoll zu beurtheilen. Allerdings hängt nicht alles von dem persönlichen Willen der Frauenwelt ab, wenn es gilt, das Nervensystem im Zaume zu halten; aber sehr vieles liegt dabei doch in ihrer Hand. Vor allem darf die Frau sich nicht überhasten. Ob viel oder weniger zu thun sei — ein ruhiger Arbeitstrieb führt sicherer zum Ziele, als gewaltsame Aufregung:

Was die Stille nicht wirkt,
Wirket die Rauschende nie.

Man sorge früh und spät, wenn es eben sein muß, jedoch mit ruhigem Gemüth und gelassenem Sinn. Vor allem hüte man sich, ein nerventödtendes Zuviel in seinen Arbeitstag einzuführen. Man erfülle die Tagespflichten genau, vollständig und durchgreifend, aber man muthe sich keine abhetzende Ueberlast zu. Immer wird im Leben einmal der Tag erscheinen, wo man sich sagen muß: Jetzt kann die stramme Eintheitheilung nicht durchgeführt werden. Wo die Entscheidung nur mehr zwischen der Gewohnheit und redlichem Hausfrauenstolze schwebt, da muß der letztere sich in Demuth beugen. Ernstlich vermeide man auch jene überflüssige Gemüthsbewegung, die bei jedem Geräusche eintritt und bei jeder Kinderunart. Ist das Nervensystem so stark erschüttert, daß man die Herrschaft dergestalt über sich verloren hätte, so rufe man unverweilt ärztliche Hilfe an. Fühlt man sich bloß nervenschwach, so mögen Bäder, Waschungen, Ausgänge und vor allem eine kräftigende Kost, vielleicht in Verbindung mit einem besonderen Stärkungsmittel, das Fehlende ergänzen. Man nehme sich zusammen, wenn die Nerven gereizt sind, wohl wissend, daß das ganze Sichgehenlassen sehr schlimme Verhältnisse schafft. Denn das ganze Haus leidet unter der Nervosität der Hausfrau. Die Kinder fallen ihr durch jede Frage lästig, und doch ist die Mutter dazu da, den kindlichen Gedankenkreis zu lenken, auszubilden und zu gestalten. Wird das zutrauliche Kind durch unwilliges Abweisen seiner Fragen enttäuscht, so zieht es sich in sein Inneres zurück, wo oft sehr verfehlte Bilder auftauchen. Selbst ein späteres Anknüpfen an die einmal abgewiesene Frage des Kindes bringt selten das gewünschte Ergebniß. Der kindliche Geist hat eben seine Erleuchtungsmomente, die nicht immer zu haben sind.

Noch schlimmer ist jene Nervosität, die einmal etwas bestraft, was sie dem Kinde zuvor lächelnd gestattete. Das Gesinde leidet ebenfalls unter der Veränderlichkeit der nervösen Hausfrau, die heute wünscht, was sie gestern getadelt, und deren Befehle Nullen sind. Wenn je ein Haus gedeihen soll, so muß die gleichmäßige Gemüthsstimmung seiner Herrin dasselbe verklären. Dann wird das Leben dort schön und der Ton des Hauses ein friedlich stiller und ein glücklicher sein. Glücklich der Gatte, der eine willensstarke Frau heimführt, die ihre geistige Kraft zuerst an sich selbst erprobt, um dadurch die Schwächen ihrer eigenen Natur zu heilen. Sie wird dem Manne eine liebende Gefährtin, den Kindern eine mustergiltige Mutter und Erzieherin, den Dienstboten eine vorbildliche Leiterin sein. Wenn auf Erden jede gute That ihren Lohn findet, so darf die Selbstbeherrschung der Frauenwelt sicher auf reichen Erfolg rechnen, denn:

Leichter trägt, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

Gedankensplitter.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten; wer zuerst — am herzlichsten.

* * *

Aus halben Genies werden leicht ganze Lumpen.

* * *

Je älter man wird, desto mehr verdrängt der Magen das Herz.

* * *

Vieles läßt sich repariren,
Daß es aussieht wie vorher;
Doch ein Ganzes, das zerstückt ward,
Ist, geflickt, kein Ganzes mehr.

* * *

Die schlimmste Reue faßt uns an
Für manches, was wir **nicht** gethan!

* * *

Am Ende seiner Lebensreise
Ist mancher Mensch mehr **weiß** als **weise**.

* * *

Nie auf breiten Straßen
Liebesgötter saßen,
In des Herzens Kämmerlein
Führt Dich nur ein Fußweg ein.

— Brüder. „Siehst Du dort die zwei Herren, den Schäbigen und den Eleganten?" — „Ja! Wie kommen die zusammen?" — „Ja, weißt Du, das sind Brüder. Der Schäbige ist ein armer Teufel; der macht Bücher. Und der Elegante ist Millionär; der ist Buchmacher."

— Gerechte Strafe. Patientin: „Sie haben mich lange warten lassen, mein Herr!" — Zahnarzt (witzelnd): „Nun allerdings, aber dafür ist hier ja auch der Warte - Salon!"— Patientin: „So? Ja, ich bin aber keine Wartefrau. Adieu!"

— Enfant terrible. Vater (zum kleinen Hans, der in einer Gesellschaft vom Nebentisch ein Stück Torte weggenommen): „Willst Du die Torte gleich liegen lassen — ungezogener Junge!" Hans: „Schrei' nur nicht so, Papa — sei lieber froh, wenn's Niemand merkt, daß ich so schlecht erzogen bin!"